

Der Ton-Fall

Von Heinz Zürcher

Absolute Stille ist grausam. Wer wie der 26-jährige Hung Mao Hsu ein Jahr lang nichts mehr gehört hat, lernt den Alltagslärm wieder schätzen.

(Teaser je nach Publikumsorgan ändern)

Viel zu früh steht Hung-Mao Hsu im Klassenzimmer der Kantonsschule in Oerlikon, viel zu früh. Erst in einer halben Stunde werden sich seine Schüler auf die Stühle fallen lassen, ihre Ellbogen auf die Tischplatte stemmen und ihn anblicken. Der Zürcher Geographielehrer geht auf, geht ab, zieht die vertraute Luft des Schulzimmers durch seine Nase, diesen ölig-hölzernen Geruch, den nur Schulbänke verbreiten. Er startet seinen Laptop und liest zum dritten Mal an diesem Morgen seine Präsentation durch. Die zweite Slide zeigt die Karte von Nordamerika, die dritte die Sierra Nevada und die vierte Kalifornien – ausgerechnet Kalifornien, wo vor eineinhalb Jahren sein Unheil begann.

Als ob eine Gitarrensaite gerissen hätte

Vor dem 26-Jährigen Hung Mao dehnt sich das Asphaltband bis zum Horizont, links der Pazifik und rechts sein Freund Christian. Aus dem Autoradio ertönen Gitarrenklänge und Stimmen, scheinbar nur zusammengefügt, um auf Highways wie diesen gehört zu werden. Hsu schmale Augen leuchten, seine vollen Lippen bewegen sich zum Liedtext und sein dezenter, schwarzer Kamm wippt zum Takt der Musik, als ein Rauschen einsetzt. Ein Rauschen, das nicht aus dem Autoradio kommt, nicht von der Strasse, nicht vom Meer. Das Rauschen ist in seinem rechten Ohr. Es wird lauter, lauter, bis ein hohes Zing! dazwischenfährt – ein Ton, als ob in seinem Kopf eine Gitarrensaite gerissen hätte.

Hung-Mao Hsu (ausgesprochen Homa Schü) fährt weiter durch Kalifornien. Den Sohn taiwanesischer Einwanderer wirft so schnell nichts aus der Bahn. Mit zehn Jahren erlebte er, wie sich seine Eltern trennen, mit 19, wie sein Vater, ein Diplomat, an Krebs stirbt - und mit 24 Jahren, wie seine Mutter mit ihrem Brustkrebs kämpft. Trotzdem besteht der ehrgeizige Hsu die Matur, studiert Geographie und erfüllt sich mit 25 seinen Berufswunsch - Geographielehrer. Seither unterrichtet er wie sein Reisegefährte Christian an der Kantonsschule Zürich Birch in Oerlikon.

Am Abend in einem Hotel angelangt, testet Hsu sein Gehör. Er hält sich sein linkes Ohr zu, während ihm Christian Wörter zuflüstert. Hsu lacht darüber, dass er nicht alles versteht. Noch während seiner Reise fährt er in ein Spital, wo ihn ein Arzt wissen lässt, dass er eine Mittelohrentzündung habe. Hsu wundert sich. Er ist weder erkältet noch schmerzt sein Ohr.

Ton um Ton verschwindet

Zurück in der Schweiz erklärt ihm ein Facharzt, dass er einen Hörsturz hatte. Aber davon würde sich sein Gehör erholen. Stattdessen folgen weitere Hörstürze – zunächst auf dem rechten, dann auch auf dem linken Ohr. Eine Tonlage nach der anderen verschwindet, dazwischen plagen ihn Gleichgewichtsstörungen, Kopfschmerzen und ein ständiges Pfeifen. Nach 20 Hörstürzen nimmt Hsu nur noch die tiefen Töne wahr. Dank

eines Hörgeräts kann er weiterhin unterrichten. Doch er benötigt immer empfindlichere Gehörhilfen, bis er seine Schüler auch mit dem stärksten Hörgerät kaum noch versteht.

Von Spezialärzten an der Uniklinik erfährt er, dass er unter dem Cogan-Syndrom leidet, einer äusserst seltenen Krankheit, die jeden treffen kann. Sie beschädigt das Immunsystem im Innenohr und damit auch die Gleichgewichtsorgane. Weltweit sind nur 300 Fälle des Cogan-Syndroms registriert. Betroffen sind mehrheitlich junge Menschen. Die Ursachen sind unbekannt, und die Chancen einer Heilung liegen praktisch bei Null.

Mit Kortisonspritzen versuchen die Ärzte, Hsus verbliebene Hörkraft zu retten. Obwohl er nur tiefe Töne wahrnimmt, geht er aus, trifft sich mit Freunden. Vier Monate sind nach dem Vorfall in Kalifornien vergangen, als er von einem Männerabend in seine Wohnung in Bülach zurückkehrt. Trotz seines 3500 Franken teuren Hörgeräts hat er kaum einen Satz verstanden. Er weint, betet zu Gott und tippt Worte der Verzweiflung in den Computer. Er schreibt vom Druck und dem ständigen Pfeifen in seinem Kopf, von der Qual, nicht einmal zu wissen, wie laut er spricht.

„Es macht mich voll fertig, nur noch ein Minimum von allem zu erfahren. Praktisch nichts verstehen zu können, ist so schlimm. Man hat das Gefühl, dass das Leben an einem vorbeizieht – und so ist es auch. Ich habe Angst, zu vereinsamen.“

Mehrmals unterbricht er seine Schreibe – zu sehr schmerzt sein Kopf. Nach drei Tagen schickt er die drei A4-Seiten lange Mail seinen Freunden.

Möwen, die nicht schreien

Um sich abzulenken, unternimmt Hsu Tagesausflüge. Er fährt auf den Üetliberg, den Dolder, und er streift durch die Stadt und schlendert dem Zürichsee entlang. Wellen schlagen gegen die Steine am Ufer ohne zu plätschern, Drahtseile wickeln sich um Schiffsmasten ohne zu klirren und Möwen schießen über seinen Kopf ohne zu schreien. Überall junge, gesunde, gutaussehende Menschen. Vor dem Chinagarten stemmt ein Vater sein Kind in die Höhe, und beide reißen ihre Mäuler auf. Zum ersten Mal in seinem Leben empfindet Hsu ein Gefühl von Neid. Vor seiner Krankheit fühlte er sich selbstbewusst, ein gebildeter, sportlicher junger Mann mit Perspektiven. Jetzt ertragen seine Augen nur noch die Sicht auf den See. Vor dem Restaurant Lakeside lässt er sich auf einem Rattan-Sofa nieder, bestellt einen Cappuccino und zieht den Duft der Schokolade in seine Nase.

Es sind die kleinen Freuden des Lebens, an denen sich Hsu festhält. Abends, wenn er zu Hause ankommt und ihn die Leere der Wohnung an seine ungewisse Zukunft denken lässt, notiert er in einem Büchlein die Glücksmomente des Tages:

„Die feuchte Luft in meinem Gesicht gespürt; am Warenmarkt in Bülach geschmolzenen Käse, gedünstete Zwiebeln und gebrannte Mandeln gerochen; einen guten Film mit Untertiteln geschaut; einen Adventskalender meiner ehemaligen Schüler erhalten – hinter jedem Türchen ein aufmunternder Spruch.“

Die Stadt – eine Kathedrale

Hsu lernt das Alleinsein schätzen. Er beginnt Bücher zu lesen, in guten Speiselokalen zu essen und die Schönheit der Natur zu geniessen. Trotzdem sucht er die Nähe seiner

Freunde. Kurz vor der Fussball-Europameisterschaft trifft er sie in einer Bar in Zürich, um mit ihnen das Vorbereitungsspiel der Schweiz gegen Deutschland anzuschauen. Auf dem Weg zum Treffpunkt überquert er Strassen, vollgestopft mit Autos, die vorpreschen und abbremsen – still und leuchtend, als wäre die Stadt eine Kathedrale.

Vor der Bar bleibt er stehen. Drinnen sieht er Menschen, dicht aneinander gedrängt, die Scheiben scheinen vor Leben zu vibrieren. Er drückt die Tür auf, doch der Lärm will nicht raus.

Er tritt in die Stille, pflügt sich zwischen Schultern hindurch, vorbei an Menschen, die wohl etwas sagen, deren Lippen sich aber kaum bewegen. Eine Hand landet auf seiner Schulter, neben ihm steht Tobias. Der Mund seines Freundes öffnet sich weit und formt sich zu einem Lächeln. Auf seinem Arm spürt er eine andere Hand, noch ein Lächeln taucht vor ihm auf, immer mehr. Er schwenkt seinen Kopf, so langsam, als trage er einen zehn Kilogramm schweren Helm. Hsu ist umringt von strahlenden Gesichtern. Er lächelt zurück. „Nein, ich verstehe nichts“, sagt Hsu. Von manchen Gesichtern schwindet das Lächeln, sie drehen sich ab, wenden sich wieder zu ihm, Münder gehen wieder auf. „Ich verstehe wirklich nichts“, wiederholt er. „Gar nichts.“

Seinem Freund Felix hält er einen Notizblock hin, den er nun immer bei sich trägt. Schön, dass du kommen konntest, schreibt Felix. Andere kramen ihr Handy hervor und tippen Grüsse, die sie ihm auf den Bildschirmen zeigen. Nico zeigt, was er kürzlich von einem Kollegen in Gebärdensprache gelernt hat. Er mimt einen Geigenspieler und schreibt ins Notizbuch: Das bedeutet Langeweile in Gebärdensprachen-Slang. Hsu lacht.

Die Blicke seiner Freunde richten sich zum Bildschirm in der Ecke der Bar. Das Spiel beginnt. Die Masse rückt noch näher zusammen, während er sich in eine Ecke zurückzieht und die Schweizer Nati verlieren sieht.

Ein Implantat lässt hoffen

Von seinen Ärzten erfährt er, dass ihm nur noch eine einzige Chance bleibt, wenn er je wieder hören möchte. Seine Chance heisst Cochlea-Implantat, kurz CI. Ein Gerät, das in seinem Kopf eingebaut wird und Stimmen wie Geräusche in digitale Signale umwandelt. Die Signale werden vom Hörnerv zum Hirn weitergeleitet und dort als akustische Information erkannt.

Er willigt in den Eingriff ein. Obwohl er weiss, dass ein Risiko besteht und das Immunsystem das Implantat abstossen könnte. Als er aus der Narkose erwacht, ist das CI in seinem Kopf eingebettet. Um Platz zu schaffen, hatte der Arzt einen Teil des Schädelknochens weggefräst. Nur eine Narbe über dem Ohr zeugt von der Operation.

Den Tag, an dem ihm Ärzte hinter dem Ohr einen Sprachprozessor anbringen, wird Hsu nie vergessen. In seinen dunklen, dichten Haaren ist das Gerät kaum zu erkennen. Der Prozessor überträgt die Geräusche auf das Implantat und bleibt durch dessen Magnetfeld am Schädel kleben. Mit einem Griff kann Hsu seine Hörhilfe entfernen oder je nach Geräuschkulisse vier verschiedene Filter einstellen.

Seine Audioagogin schaltet den Prozessor ein. Alles was er hört, ist ein Piepsen. Immerhin etwas, geht ihm durch den Kopf. Sie schaut ihm in die Augen, öffnet ihren Mund, und aus dem Piepsen und Rauschen lösen sich einzelne Wortfetzen, die sich zu

Sätzen formieren und einer Computerstimme gleich in sein Bewusstsein gelangen.

Aus jedem Ding ein Geräuschchen

Die Audioagogin programmiert seinen Sprachprozessor, und er versteht immer besser. Hsu öffnet eine Petflasche Mineralwasser. Er hört den Plastik des Deckels knistern, die Luft entweichen, das Zischen, das Sprudeln, das Plätschern, auf einmal tönt alles um ihn herum. „Aus jedem Ding entweicht ein Geräuschchen“, sagt Hsu entzückt.

Viele Geräusche bleiben ihm aber verschlossen. Ton um Ton muss er sich in regelmässigen Trainings bei seiner Audioagogin erarbeiten. Während er auf den Boden schaut, zerknüllt sie Alufolie und Papier – oder tippt mal mit Holz, mal mit ihren Fingern auf den Tisch. Da er vergleichsweise kurze Zeit taub war und intelligent ist, kann sein Gehirn die Geräusche schnell wieder erkennen.

Seine Audioagogin erhöht die Schwierigkeitsstufe und spricht ihm einen Satz mit den Wörtern Uhr und Ohr vor. Hsu kann die Wörter unterscheiden. Schwieriger ist die Übung, als seine Audioagogin das Fenster öffnet und der Lärm der Strasse ins Zimmer dringt. Musik hören, fernsehen oder sich in einer Bar mit Menschen unterhalten, wird für ihn immer eine Herausforderung bleiben, so viel er sein Gehör auch trainieren mag. Zwei Monate später erhält er ein CI für das andere Ohr. Seine beiden Sprachprozessoren, die je 13 000 Franken kosten, zieht er ab, wenn er Sport treibt oder die Batterien wechseln muss. Nachts trägt er sie nie – auch nicht beim Staubsaugen.

Das Universitätsspital feiert Hsu

Fünf Monate nach dem Eingriff wird er ans Universitätsspital Zürich geladen. Es feiert die 500. Operation eines Cochlea-Implantats. Und es feiert Hsu. 80 Gäste treffen sich beim Empfang der Klinik für Ohren-, Nasen-, Hals- und Gesichtschirurgie. Umrahmt von Stehtischen, Warteraum-Sesseln, Garderoben und Säulen lächeln sie sich zu. Hsu, in Hemd, Jeans und Turnschuhen, küsst seine Audioagogin auf die Wange, schüttelt Hände von Ärzten in weissen Kitteln, von Spezialisten in Anzügen und von CI-Patienten der ersten Stunde. Die Kommunikationsverantwortliche des Universitätsspitals bittet den Jubiläums-Patienten und dessen behandelnden Arzt zu einem Interview nach vorne. Sie hält Hsu das Mikrofon hin, und er erzählt, was die Gäste hören wollen. Dass er sich anfangs vor dem Eingriff gefürchtet hatte und dass er gelesen habe, mit dem Implantat würden sich die Stimmen der Menschen wie Mickey-Mäuse anhören.

Das Mikrofon wandert zum Arzt, Doktor Huber, der erklärt, dass Hsus Fall ein besonders tragischer war. Dass jemand aus bester Gesundheit so schnell ertaube, sei aussergewöhnlich und für dessen berufliches wie soziales Leben ein schwerer Schlag.

Nach dem Interview ergreift ein grauhaariger Herr das Mikrofon. Über seinem Ohr trägt er, kaum erkennbar, einen grauen Sprachprozessor. 1988 hat Hans-Jürg Studer als einer der ersten überhaupt ein CI erhalten. Er präsidiert die Interessengemeinschaft der CI-Patienten und gibt zu bedenken, dass sich nicht alle so gut rehabilitieren wie Hsu. 90 Prozent der Wahrnehmung läuft über das Gehör. Und da Schwerhörige nicht nur andere, sondern auch sich selbst nicht hören, entfällt ihre Kontrolle über ihr gesprochenes Wort. Mal sprechen sie zu laut, mal zu leise, ihre Stimme verändert sich, und viele werden deshalb für dumm gehalten.

Mit einer Flasche Wein unter dem Arm verlässt Hsu die Veranstaltung. Er lacht verschmitzt. Noch immer muss er Medikamente einnehmen, die es ihm eigentlich verbieten, Alkohol zu trinken. Draussen vor der Tür fasst er sich hinters rechte Ohr, tippt kurz auf den Knopf bei seinem Sprachprozessor und stellt den Lärmfilter wieder aus.

Zurück im Klassenzimmer

Wenige Tage später tigert Hsu im Schulzimmer der Kantonsschule Zürich Birch in Oerlikon herum. Er fragt sich, ob er hier sein sollte. Ob seine Krankheit nicht ein Zeichen war, den falschen Beruf gewählt zu haben. Was, wenn er seine Schüler nicht hört, wenn er seinen geliebten Beruf noch einmal aufgeben muss? Endlich geht die Tür auf. Die ersten Schüler schlurfen zu ihren Plätzen. In der Ecke nimmt Christian Platz. Sein Freund, mit dem er durch Kalifornien reiste, und der ihn nun als Praktikumslehrer die nächsten Unterrichtsstunden begleitet.

Hsu tippt auf seinen Laptop und auf der Leinwand hinter ihm erscheint sein Porträt. Unter dem Foto steht: Bitte laut und deutlich sprechen. Die zweite Slide zeigt Nordamerika, die dritte die Sierra Nevada, die nächste Kalifornien. Der Lehrer will nun wissen, wie die drittgrösste Stadt in diesem Bundesstaat heisst. Eine Schülerin wirft ihre Hand in die Höhe und sagt fälschlicherweise: Phoenix. Für einen Sekundenbruchteil glaubt Hsu, nicht gut gehört zu haben. Er grinst und gibt seiner Schülerin noch einen Versuch.

Reportage von:

Heinz Zürcher
Redaktor
Tages-Anzeiger
Zürichstrasse 5
8180 Bülach

heinz.zuercher@tages-anzeiger.ch
Telefon: 079 328 10 69